

REZENSIONEN

Markus Putnings, Heike Neuroth,
Janna Neumann:

Praxishandbuch Forschungsdatenmanagement.

De Gruyter Saur, Berlin, Boston 2021,
S. 594

ISBN 978-3-11-065365-6, EUR 99,95

Anfang Januar 2021 ist das „Praxishandbuch Forschungsdatenmanagement“, beim Verlag De Gruyter (<https://doi.org/10.1515/9783110657807>) erschienen. Zum Umgang mit Forschungsdaten (in deutscher Sprache) kann damit ein guter Einstieg in die vielfältigen Themenbereiche gelingen. Durch Förderung des Universitätsbund Erlangen-Nürnberg Open Access konnte das Handbuch unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz veröffentlicht werden. Das Buch richtet sich an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Studierende, Bibliothekarinnen und Bibliothekare und weitere im Wissensmanagement tätige Personen. Auf 587 Seiten sind die wichtigen Bereiche im Bereich Forschungsdatenmanagement behandelt worden. Die Vielfalt der Themen für die nachhaltige und interoperable Wissenschaft macht das Buch somit sehr lesenswert. Das Werk ist in fünf Kapitel mit Vorwort, Ausblick und einzelnen Unterabschnitten gut strukturiert und gegliedert:

Johannes Fournier (DFG):

Komplexität und Vielfalt gestalten

Markus Putnings, Heike Neuroth, Janna Neumann: Vorwort der Herausgeberinnen und des Herausgebers

1. Markus Putnings: Datenökosystem

- Peter Wittenburg und Kathrin Beck: Gesellschaftliche, technologische und internationale, nationalstaatliche bzw. bundeslandspezifische Treiber

- Achim Streit und Jos van Wezel: Deutschland in der European Open Science Cloud, Förderpolitische Maßnahmen

- Anne Lauber-Rönsberg: Rechtliche Aspekte des Forschungsdatenmanagements

- Hermann Rösch: Forschungsethik und Forschungsdaten

2. Markus Putnings: Datenmarkt

- Gottfried Vossen und Alexander Löser: Kommerzielle Datenmärkte

- Frank Scholze, Robert Ulrich und Hans-Jürgen Goebelbecker: Wissenschaftlicher Datenmarkt

- Ina Schieferdecker: Urbane Datenräume und digitale Gemeingüter – Instrumente für Open Government und mehr

3. Janna Neumann: Datenkultur

- Simone Fühles-Ubach und Miriam Albers: Bewusstseinsbildung im Curriculum

- Monika Linne, Ines Drefs, Nora Dörrenbächer, Pascal Siegers, Mathias Bug: GO FAIR und GO CHANGE: Chancen für das deutsche Wissenschaftssystem

- Kerstin Helbig: Schulungs- und Beratungskonzepte

- Laura Rothfritz, Vivien Petras, Maxi Kindling und Heike Neuroth: Aus- und Weiterbildung für das Forschungsdatenmanagement in Deutschland

- Achim Oßwald: Barrieren, Hemmschwellen und Gatekeeper

4. Markus Putnings: Datenmanagement

- Jens Dierkes: Planung, Beschreibung und Dokumentation von Forschungsdaten

- Andreas Weber und Claudia Piesche: Datenspeicherung, -kuration und Langzeitverfügbarkeit



- Péter Király und Jan Brase: Qualitätsmanagement
- Dorothea Iglezakis und Sibylle Hermann, Disziplinspezifische und -konvergente FDM-Projekte

5. Janna Neumann: Datentransfer und -nachnutzung

- Tanja Friedrich und Jonas Recker: Auffindbarkeit und Nutzbarkeit von Daten
- Andreas Henrich, Robin Jegan und Tobias Gradl: Data Retrieval
- Claudia Engelhardt und Harald Kusch: Kollaboratives Arbeiten mit Daten
- Kawa Nazemi, Lukas Kaupp, Dirk Burkhardt und Nicola Below: Datenvisualisierung
- Hannes Thiemann, Stephan Kindermann, Michael Lautenschlager: Beispiele für Data Sharing am Deutschen Klimarechenzentrum (DKRZ)
- Heinz Pampel und Kirsten Elger: Publikation und Zitierung von digitalen Forschungsdaten

Heike Neuroth und Gudrun Oevel: Aktuelle Entwicklung und Herausforderungen im Forschungsdatenmanagement in Deutschland

Es folgen am Ende ein Quellenverzeichnis, Abkürzungsverzeichnis, Angaben über die Autorinnen und Autoren sowie ein Index. Zur Verortung in den Diskurs ist hier wichtig, zu erwähnen, dass ein Forschungsdatenmanagement immer Arbeitsprozesse unterstützen und die Datenqualität steigern soll (Mehrwert für die Forschung!). Forscherinnen und Forscher diskutieren sowohl die Chancen als auch die Risiken von „Open Data“, die Herausforderungen des Datenschutzes und der Forschungsethik in ihrem Alltag.

Gutes Forschungsdatenmanagement und gute Forschung in Deutschland generell benötigt eine gute Datenkompetenz, die geschult werden muss. Wenn im IT-Bereich an einer Hochschule nur die campusweite Bereitstellung von Forschungssoftware im Vordergrund steht, nützt das wenig, denn neben einer Datenspeicherung müssen die

Forschungsdaten mit Metadaten beschrieben und dokumentiert werden. Auf all das wird im Praxishandbuch Forschungsdatenmanagement näher eingegangen. Diskutiert werden daher neue Berufsfelder, die schon seit einem Jahrzehnt entstehen sollen, und die 2021 noch fehlenden Qualifizierungsstrategien in Deutschland. Es gibt einen Ausblick auf die zukünftigen Herausforderungen von Heike Neuroth und Gudrun Oevel, die essentiell noch einmal sehr schön auf S.554 die Notwendigkeiten zusammenfassen und erklären:

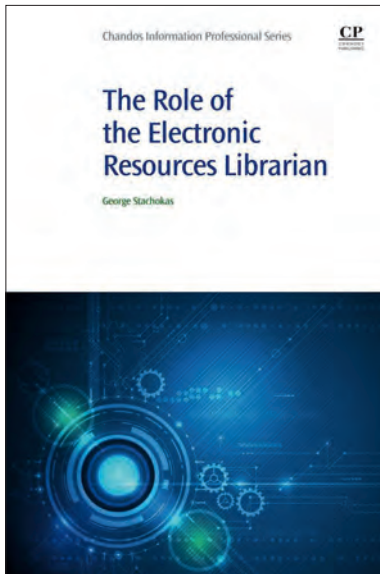
„Es wird weiterhin für alle Akteurinnen und Akteure notwendig sein, sich immer wieder klar zu machen, dass ein systematisches Forschungsdatenmanagement kein Selbstzweck ist, sondern für den Forschungsstandort Deutschland, aber auch für jeden einzelnen Forschenden zur guten wissenschaftlichen Praxis gehört.“

Die gesammelte Literatur zum Buch ist auf Zotero unter dem folgenden Link zu finden: https://www.zotero.org/groups/2497964/praxishandbuch_forschungsdatenmanagement, Open Data zum Buch finden Sie im Datenrepositorium RADAR unter [doi:10.22000/325](https://doi.org/10.22000/325).

Die PDFs der Buchbeiträge sind dort auch für mindestens 25 Jahre langzeitarchiviert.

Ich habe das Buch aus meiner Perspektive aus einer FDM-Stelle in der Universitätsbibliothek heraus gelesen. Ich konnte das meiste aus meinem Arbeitsalltag nachvollziehen, da ich täglich mit den Themen konfrontiert bin. Ich wünsche mir sehr, dass das Praxishandbuch Forschungsdatenmanagement von den Hochschulleitungen aller Hochschulen und Universitäten sowie Bibliothekarinnen und Bibliothekaren in Deutschland gelesen wird, damit der gewünschte und erforderliche Kulturwandel durch den notwendigen Support auf allen Ebenen stattfinden kann und nicht mehr als Verwaltungstätigkeit angesehen wird, wie so häufig noch der Fall.

Annette Strauch-Davey, Hildesheim



George Stachokas:

The Role of the Electronic Resource Librarian.

Chandos Publishing, Cambridge (MA),
2019, Elsevier
176 S., ISBN 978-0-08-102925-1,
EUR 74,85.

In acht Kapiteln und drei Anhängen zeigt Georg Stachokas die Rolle und die Entwicklung des Berufsprofils des Bibliothekars digitaler Ressourcen. Der Autor zeigt auf, wie die Bibliotheken während der Jahrzehnte seit 1992, als die Berufsbezeichnung des Bibliothekars digitaler Ressourcen in den USA das erste Mal verwendet wurde, sich zusehends zu digitalen Bibliotheken entwickelten. 2021 ist dieser Übergang noch nicht vollständig vollzogen, vielmehr befinden sich viele Bibliotheken als hybride Bibliotheken noch in einer Übergangsphase.

In der Einleitung zeigt der Autor in einem Überblick zu den sieben folgenden Kapiteln die Entwicklung des bibliothekarischen Berufsprofils in den neunziger Jahren auf und beschreibt, wie die verschiedenen wissenschaftlichen Bibliotheken so manche technologische Herausforderung, Budgetkürzungen in der Finanzkrise 2008 und sich verändernde fachliche Anforderungen meis-

terten. Dabei werden auch die gegenwärtigen Trends bei der Verwaltung von digitalen Ressourcen beschrieben.

George Stachokas von der Bibliothek der Auburn Universität (Alabama) ist zweifellos ein Experte seines Fachs, der nicht nur einige fundierte Beiträge zu diesem Thema veröffentlicht hat, sondern auch über einen guten Überblick über die laufenden Entwicklungen auf diesem Gebiet in amerikanischen Bibliotheken verfügt. Nicht untypisch für eine amerikanische Publikation konzentriert sich der Autor auf die amerikanische Bibliothekswelt, doch in Kapitel 5 gibt er auch einen kleinen Ausblick auf die europäische Entwicklung auf diesem Gebiet. Wie so oft werden da und dort englischsprachige Quellen und schwerpunktmäßig britische Quellen zitiert. Zum Erstaunen des Rezensenten wird auch ein Beitrag einer polnischen Autorin zitiert¹, deren Ansicht durch die geltenden IFLA-Positionserklärungen jedoch als überholt bezeichnet werden darf. Bei der Schilderung der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte digitaler Ressourcen zeichnet Stachokas den Weg von Online-Datenbanken über CD-ROM hin zu gestreamten wissenschaftlichen Zeitschriften nach. Beim Lesen dieses Kapitels erinnerte sich der Rezensent an die Achtziger- und Neunzigerjahre, als in Europa mit einigen Jahren Verzögerung gegenüber Nordamerika die ersten Schritte in Richtung digitaler Bibliotheken zu bewältigen waren und es einer spürbaren Skepsis in den Bibliotheken zu begegnen galt.

Weil die Digitalisierung sowohl das gesellschaftliche als auch das berufliche Leben stark verändert, muss sich auch die bibliothekarische Arbeitswelt stetig weiterentwickeln. Schon vor der Corona-Pandemie rückten Leben und Arbeiten immer enger zusammen. Die Fortbewegung und die Kommunikation, aber auch das Lernen und die Nachfrage nach Medien- und Informationskonsum haben durch die Pandemie noch einmal einen nachhaltigen Schub erfah-



HYGIENISCHER BUCHSCHUTZ

Schützen Sie Ihre Bücher mit einem Hygienekonzept und antibakteriellen Buchschutzfolien (nach ISO 22196).

- filmolux®
- filmolux® 609
- filmolux® 610
- filmolux® 900
- filmolux® 909
- filmolux® soft
- filmolux® soft PP
- filmolux® soft organic
- filmolux® libre
- filmolux® libre organic



FILMOLUX DEUTSCHLAND GMBH

Hans-Neschen-Str. 1
31675 Bückeburg, Germany

T +49 (0)5722 207 50

WWW.FILMOLUX.DE

¹ Bozena Bednarek-Michalska, "Creating a job description for an electronic resources librarian" in Library Management Vol. 23 No. 8/9 (2002), pp. 378-383.

ren. Die zunehmende Vernetzung, der steigende Wissenstransfer und Informationsaustausch sorgen dafür, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bibliotheken motiviert bleiben – schließlich gilt es auch weiterhin neue Themen der Digitalisierung neugierig und wissbegierig aufzugreifen. Dies muss sich in den Berufsbildern und in der Ausbildung widerspiegeln. Das Vorhaben, neue digitale Berufsbilder zu schaffen, ist deshalb zu begrüßen.

Seit Jahrzehnten wurden praktische und wissenschaftlich fundierte Berufsbilder definiert, damit die Bibliotheken sich den neuen Gegebenheiten anzupassen vermögen, leistungsfähig bleiben können und die notwendigen Schlüsselkompetenzen in ihren Organisationen verankert werden. Anhand der spezifischen Berufsbilder für Digital-Bibliothekare können die Bibliotheken ihren Kompetenzbedarf mit festem Blick auf die eigene Zukunftsfähigkeit im digitalen Zeitalter formulieren.

Der nun langsam erfolgende Übergang von Client-Server-Bibliothekssystemen hin zu Cloudbibliothekssystemen lässt neue Berufsprofile erwarten und andere Berufsprofile verschwinden.

Darauf geht der Autor im siebten Kapitel seines Buches ein. Hier setzt er sich mit der Verortung einer solchen Stelle innerhalb der Bibliotheksorganisation auseinander. In amerikanischen Bibliotheken fand aufgrund der dort geführten Diskussion um strategische Ziele eine Reorganisation der technischen Abteilungen statt, so dass gemäß der Überzeugung des Verfassers eine entsprechende Stelle dort zu verorten sei. Er untermauert seinen Positionsbezug mit dem Hinweis auf wichtige technologische Entwicklungen wie Resource Description and Access (RDA) und Knowledge Base And Related Tools (KBART), die von der National Information Standards Organization (NISO) ausgearbeitet wurden², sowie der Verwendung von Application Programming Interface

(API). Genauso gut können aber auch vertiefte Kenntnisse in Lizenzierungsfragen für dieses Berufsprofil angeführt werden. Treffend umschrieb die North American Serials Interest Group (NASIG) die erforderlichen Kompetenzen³ mit Kenntnissen über Lebenszyklen elektronischer Ressourcen, Wissen um die angewandten Technologien und die Entwicklungen der wissenschaftlichen Forschung, sehr gute Kommunikationsfähigkeiten, gute Managementfähigkeiten sowie die Bereitschaft, Trends der beruflichen Weiterentwicklung zu verfolgen, die der Autor in einem der Anhänge seines Buches detailliert aufführt. Zurecht weist Stachokas darauf hin, dass diese Anforderungen auch in der Ausbildung ihren Widerhall finden müssen und dies auf die USA bezogen noch zu wenig stattfindet.

In Kapitel 8 erörtert der Autor künftige Herausforderungen, Gelegenheiten und Möglichkeiten. Er erwähnt den sich ständig verändernden Anbietermarkt digitaler Informationsangebote, auf dem auch ein fortgesetzter Konzentrationsprozess zu beobachten ist.

Ein sehr empfehlenswertes Buch für denjenigen Leser und die diejenige Leserin, die sich über die Entstehung und Entwicklung des Markts digitaler Informationsangebote für wissenschaftliche Bibliotheken aus einer amerikanischen Perspektive informieren möchte.

Stephan Holländer, Basel

² https://groups.niso.org/apps/group_public/download.php/16900/RP-9-2014_KBART.pdf

³ https://nasig.org/resources/Documents/competencies/NASIG%20Core%20Competencies%20for%20Electronic%20Resources%20Librarians_Final_Version_2019.pdf

Fritzsche, Albrecht / Jonas, Julia M. / Roth, Angela / Möslein, Kathrin M. (Hrsg.):
Innovating in the Open Lab –

The new potential for interactive value creation across organizational boundaries.

Walter de Gruyter Berlin, Boston, 2020, 312 S., (geb.) ISBN 978-3-11-062821-0. EUR 86,95.

Auf den ersten und auch den zweiten Blick richtet sich dieses Buch nicht unmittelbar an Bibliotheken, doch erscheint das Thema in Hinblick auf die aktuellen Themen *Smart Library* und *Citizen Science* durchaus interessant und ermöglicht Bibliotheken einen Transfer auf ihre eigene Situation. Aber sicher erfordert es etwas Überwindung, dieses Buch als wichtiges Arbeitsmittel in Bibliotheken zu verwenden, da es einen hohen wissenschaftlichen Anspruch hat, was daran liegt, dass die Herausgeberinnen und Herausgeber einen entsprechenden wissenschaftlichen Background haben und ihre Praxis stets auf ein solides theoretisches Fundament aufbauen, was man stets begrüßen kann und muss. Es ist also kein Buch, mit dessen Hilfe man „einfach mal loslegen kann“. Im Gegenteil: das Buch fordert ein intensives Auseinandersetzen mit der Thematik geradezu ein.

Die Basis ist das Open Lab JOSEPHS®, ein offenes Innovationslabor in der Nürnberger Innenstadt, das 2014 gegründet wurde und die Bevölkerung einlädt, Feedback zu dort vorgestellten Ideen, Prototypen und Innovationen von Unternehmen, Start-Ups etc. im Sinne von Co-Creation zu geben: Co-Creation als Teil von Open Innovation. Die Besucherinnen und Besucher des JOSEPHS werden also auch angeregt, selbst eigene Ideen einzubringen. Für die Herausgeberinnen/Herausgeber steht im Mittelpunkt, dass ein Laboratorium in diesem Kontext der Raum / Ort ist, in dem die Offenheit und damit der Austausch und die Zusammenarbeit zwischen sehr unterschiedlichen Personen- und Interessengruppen im Mittelpunkt stehen. Ein Open Laboratory ist das Gegenteil

von dem, was man klassischerweise unter einem Laboratorium versteht: Arbeiten und Forschen in geschlossenen Räumen – ohne Input von außen. Dies impliziert aber auch, dass diese Open Labs gänzlich anders organisiert werden müssen und auch woanders angesiedelt sein müssen. Ein „Open Lab“ in einer Universität oder einem Unternehmen würde wahrscheinlich weiterhin ein Closed Lab bleiben.

Um das JOSEPHS gruppieren sich auch thematisch alle Beiträge dieses Buches, das in die Bereiche „Open Labs and Innovation Strategies“, „Managing Innovation in Open Labs“, „Co-Creating Value with Open Labs“, „Open Labs as Innovation Spaces“ und „New Frontiers for Open Labs“ gegliedert ist. Diese Grobgliederung ist logisch und stringent. So erfolgt zunächst in fünf Beiträgen eine Einführung in den Bereich Open Labs, wobei das JOSEPHS hier ganz klar im Mittelpunkt steht. Auch der zweite Teil – Managing Innovation in Open Labs – ist maßgeblich am Open Lab in Nürnberg ausgerichtet. Hier wird über die mehrjährige Tätigkeit im Open Lab berichtet. Teil drei richtet die Aufmerksamkeit auf das Kundinnen/Kundenmanagement und den Wert von Co-Creation. Der Bogen wird in den Teilen vier und fünf weiter gespannt: Teil vier behandelt das Thema Open Labs im Kontext von Innovationsmanagement noch einmal aus verschiedenen theoretischen Ansätzen; Teil fünf schließt gewissermaßen den Kreis, indem weitere Möglichkeiten dargestellt werden, Open Labs in Zeiten der Digitalisierung zu nutzen.

Es erfordert ein gutes Durchhaltevermögen, das Buch gänzlich durchzuarbeiten, denn es ist nicht nur ein Buch mit hohem wissenschaftlichem Anspruch, sondern es ist auch gleichzeitig stark textlastig. Erklärende Graphiken und Tabellen sind eher die Ausnahme. Als es der Rezensentin zugesandt wurde, stellte sich die Frage: wie soll man dieses Buch lesen? Durchgängig von vorne nach hinten, in beliebiger Reihenfolge, erst Teil eins und dann Teil vier lesen oder einfach einzelne Beiträ-



ge aufschlagen und loslesen? Hier wäre es vielleicht hilfreich gewesen, sich unterschiedliche Zielgruppen z.B. in Form von Personas vorzustellen und für diese Personas mögliche Zielsetzungen zu formulieren. Dann wäre es auch kein weiter Weg gewesen, Leseptide zu erstellen.

An der ein oder anderen Stelle hätte man sich durchaus auch mehr Transfer in die Praxis gewünscht, für Zielgruppen, die nicht auf so hohem wissenschaftlichem Niveau im Bereich Innovationsmanagement und / oder Open Innovation „unterwegs“ sind. Dazu hätte man sich z.B. auch konkretere Ausführungen vorstellen können, wie man ein Open Lab eine Dimension kleiner als das JOSEPHS aufbaut. Für Bibliotheken bleibt die große Herausforderung, die in diesem Buch vorgestellten Möglichkeiten von Open Labs auf ihr Management und die Möglichkeiten von Innovationen auf die eigene Praxis zu transformieren. In der Praxis sind sicher zahlreiche Bibliotheken durchaus in der Lage, ein Open Lab in Anlehnung an das JOSEPHS zu erstellen und zu betreiben, denn sie verfügen häufig schon über die Infrastruktur, die für ein solches Open Lab geeignet ist – und das gilt für Öffentliche und wissenschaftliche Bibliotheken.

Welchen Wert hat das Buch für Bibliotheken und Informationseinrichtungen? Es liefert einen interessanten Ansatz, wie die Öffentlichkeit systematisch in das Innovationsmanagement für die Bibliothek, die Stadt, Kooperationspartnerinnen/partner, Start-Ups etc. eingebunden werden kann. Citizen Science kann über Open Labs zu einem zentralen Anliegen und Aufgabenbereich von Bibliotheken werden. Und das Buch ist dabei eine wichtige Hilfe.

Es wird ergänzt durch ein Autorinnen-/Autorenverzeichnis und einen extrem knapp gehaltenen Index. Für alle Herausgeberinnen und Herausgeber stellt sich stets die Frage: wie viele Begriffe übernimmt man in einen solchen Index? Es gehört schon Mut dazu, einem Buch mit einem Umfang von ca. 300 Seiten und 25 Beiträgen nur knapp 140 Be-

griffe, incl. Unterbegriffe, zu geben. In Kombination mit den sehr aussagekräftigen Titeln der einzelnen Beiträge findet man sich dennoch gut zurecht. Alle Beiträge zeichnen sich durch ausführlichste Literaturverzeichnisse aus. Zu bemängeln ist, dass die Abbildungen nicht farbig sind. Das ist eine Kritik am Verlag, denn Abbildungen sollten heutzutage doch eigentlich durchgängig farbig sein (können).

Fazit: das Buch gehört in die Kategorie: lesenswert und hilfreich! Es ist ein Buch, das einen hohen Anspruch an Wissenschaftlichkeit und Qualität hat, und diese Qualität wird durch alle Beiträge bestätigt.

Zielpublikum: Forscherinnen/Forscher, Praktikerinnen/Praktiker im Bereich Innovationsmanagement, aber auch diejenigen, die interessiert sind, mehr über Open Labs und ihr Potenzial für das Innovationsmanagement zu lernen. So formulieren es die Herausgeberinnen und Herausgeber. Zu den interessierten Personen sind auch alle zu zählen, die in Bibliotheken verantwortlich sind für das Innovationsmanagement. Aber auch diejenigen, die sich mit Themen wie Smart Library, Smart Citizen und Citizen Science auseinandersetzen, dürften wertvolle Informationen gewinnen und die Basis für weitere strategische Entscheidungen in diesen Feldern erhalten.

Lesbarkeit: 1-2 für Innovationsspezialistinnen-/spezialisten; 2-3 für Personen, die nicht in Gänze mit dem Innovationsmanagement vertraut sind.

Informationsgehalt: 1-2

Preis-Leistung: 2

Gesamturteil: 2

Ursula Georgy, Köln

Maurischat, Sabine (Hrsg.):

Konservierung und Pflege von Kulturgut.

Ein Leitfaden für die Praxis (Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement). Bielefeld: transcript Verlag, 2020. 208 S., zahlreiche s/w und farbige Abb., ISBN 978-3-8376-4914-7, EUR 29,00.

Als 2019 in Paris die weltberühmte Kathedrale Notre-Dame in Flammen stand, hielt die Welt für einen Moment den Atem an. In nur wenigen Stunden waren große Teile des hölzernen Dachstuhls zerstört, während im Inneren viele wertvolle Kulturgüter ebenfalls großen Schaden nahmen. Innerhalb weniger Tage kamen Millionenbeträge an Spenden zusammen, um das Weltkulturerbe wiederherzustellen. Mit einer umfangreichen Restaurierung konnte deshalb sofort begonnen werden.

Notre-Dame ist ein bedeutendes Beispiel dafür, wie wichtig die Arbeit der Restaurierung ist. Im täglichen Leben wird sie schlichtweg oft übersehen – besteht doch gerade die Kunst darin, Kultur- und Kunstgütern nicht anzusehen, dass eine Restaurierung vorgenommen wurde. Dabei trifft man bei jedem Museumsgang oder Besuch einer Kunstausstellung darauf. Den wenigsten Menschen ist bekannt, wie die Arbeit der Restaurierung – und viel wichtiger der Konservierung – abläuft.

Sabine Maurischat, Autorin der hier vorliegenden Monographie, möchte aus diesem Grund die Arbeit und die notwendigen Fertigkeiten für die Ausübung dieses Berufes näherbringen. Wichtig ist für sie nicht allein die Wertschätzung, vielmehr geht es ihr darum, einen Mehrwert an Informationen bereitzustellen, die sich auch verwandte Disziplinen wie das Archivwesen zunutze machen können. In drei zentralen Kapiteln – Beruf und Aufgaben eines Restaurators, Umgang mit Kulturgut sowie Tipps und Tricks für einen effizienten Ausstellungsaufbau – gibt Maurischat den Lesern ihre Expertise und Erfahrung weiter. Dabei beginnt sie zunächst mit einem kurzen historischen Abriss zur Entstehung dieses Be-

rufszweiges. Bis 1900 existierte die Arbeit des Restaurators in seiner heutigen Form nicht. Künstler und Handwerker waren meist dafür zuständig, ehe man ab Mitte des 20. Jahrhunderts die Notwendigkeit und die Expertise anerkannte. Nach kontroversen Diskussionen, die vor allem davon handelten, dass eben jene Künstler und Handwerker den Ursprungszustand wiederherstellen wollten und dadurch zu starke Veränderungen am Objekt entstanden, ist seit 1986 ein Studium dazu möglich.

Im weiteren Verlauf des Buches gibt die Autorin einen umfassenden Überblick über die Materialkunde, beschreibt dazu auch, unter welchen optimalen Bedingungen diese lange geschützt sind und klärt beispielsweise, was unter den Begriffen von Zinnbeschlag und -pest zu verstehen ist. Eine sehr zentrale Rolle nimmt auch die Vorstellung der zentralen Aufgaben eines Restaurators ein. So findet bei der Ausübung zwar eine Spezialisierung auf bestimmte Materialien statt, diese umfasst dabei jedoch immer dieselben vier zentralen Aufgabenfelder. Maurischat betont zu recht wiederholend, dass die Erhaltung des Kulturgutes mehr beinhaltet als den reinen Vorgang des Restaurierens. In einer übersichtlichen Darstellung (S. 18) stellt sie diese vier zentralen Arbeitsfelder dar: Leihverkehr, präventive Konservierung, Konservierung und Restaurierung sowie Ausstellungen. Deutlich erkennbar ist, dass ein Restaurator für Museen eine wichtige Schlüsselrolle einnimmt. So ist er als Experte und Berater maßgeblich daran beteiligt, dass Kunst- und Kulturgüter so lang als möglich unversehrt bleiben, sodass eine Restaurierung gar nicht erst notwendig wird. Dies ist auch die Schnittstelle für die beiden wichtigen Säulen der musealen Arbeit: Bewahrung und Vermittlung. Besonders letzterer kommt eine wichtige Rolle zu, um Menschen dafür zu sensibilisieren, Kulturgüter mit besonderer Vorsicht zu behandeln und die richtige Pflege anzuwenden. Dazu gibt die Autorin in den weiteren Kapiteln praktische Anleitungen – nicht nur in Bezug auf Verpackung, Handha-



bung und Inventarisierung, sondern auch zu Aufbewahrung, Arbeitsschutz und schließlich zum Aufbau von Ausstellungen. Diese Inhalte werden durch aussagekräftige und verständliche Abbildungen noch einmal anschaulich visualisiert.

Besonders hervorzuheben ist, dass Maurischat den Fokus nicht nur auf die „traditionelle“ Konservierung alter Objekte legt, sondern auch zukünftige Themen in den Blick nimmt. Ein Beispiel ist hier der Umgang mit Kunststoff, der spätestens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem viel genutzten Werkstoff geworden ist. Hier muss nicht nur der Umstand der Brüchigkeit, sondern auch andere Auswirkungen – wie beispielsweise die leichte Entzündlichkeit von Zellulosenitrat – einbezogen und sich darauf eingestellt werden (S. 116f.).

Die ausführlichen Literaturempfehlungen zum Ende der Monographie runden den Rahmen dieses Themas ab. Maurischat kommt mit dieser Arbeit all ihren aufgestellten Zielen vollkommen nach und übertrifft diese. Kurz und knapp zeigt sie die sehr komplexe Arbeit der Restaurierung und Konservierung auf und macht damit auf ein Arbeitsfeld aufmerksam, welches bislang gerne müde belächelt und unterschätzt wurde. Dieses Buch darf in Museen und Archiven keinesfalls fehlen und sollte als Leitfaden und Grundlage für Studium und Arbeit genutzt werden.

Zielpublikum: Historiker, Museen, Archivare, Studierende, alle Interessierten

Julia Elisabeth Langholz, Aalen



Kohl, Stefanie (Hg.):

Wissenschaftsmuseen.

Das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité und die Londoner Wellcome Collection als Orte des Wissens (Edition Museum, Bd. 43). Bielefeld: transcript Verlag, 2020. 233 S., 18 farbige und s/w. Abb., ISBN 978-3-8376-5085-3, EUR 45,00.

Die Medizin, ihre Entstehungsgeschichte und Entwicklung sind heute ein zentraler Baustein einer gesunden Gesellschaft. Gerade in Zeiten einer Pandemie ist es von umso größerer Bedeutung, auf das gesamte medizinische Wissen und die Erkenntnisse der letzten Jahrhunderte zurückzugreifen, um Heilungsmöglichkeiten, Schutz und Sicherheit bieten zu können. Die Medizingeschichte besitzt zudem einen hohen Stellenwert in der Geschichte, nicht zuletzt aus dem Grund, dass die moderne Medizin auf dem Wissen der Vergangenheit basiert.

Dafür ist es notwendig, dieses Wissen bewusst aufzubereiten, zu bewahren

und auch zu vermitteln. Stefanie Kohl hat es sich aus diesem Grund zur Aufgabe gemacht, in ihrer Dissertation das Thema Wissen sowie dessen Vermittlung und Inszenierung mithilfe von Objekten in Museen greifbar zu machen und den Transformationsprozess darzustellen – schließlich unterliegen Museen einem stetigen Wandel der Zeit. Kohls Ziel ist es, den Zusammenhang zwischen Darstellungsweise von Wissen in Verbindung mit Objekten sowie insgesamt die Aussagekraft dieser zu untersuchen und zu beweisen. Die grundlegende Theorie der Untersuchung ist es, dass Objekte unterschiedlich von den Besuchern begriffen und verschiedene Perspektiven eingenommen werden – somit spricht man von einer „Veränderbarkeit von Objekten“ (S. 19). Um dies zu belegen, analysiert Kohl die Ausstellungen und Depots zweier Ausstellungshäuser: Das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité und die Londoner Wellcome Collection.

Im einleitenden Teil der Monographie gibt Kohl einen Überblick über die Aus-

wahl der zu untersuchenden Museen, Kriterien und Vorgehensweise. Daran anschließend werden Theorien der zugrundeliegenden Untersuchung vorgestellt – Kohl bedient sich dreier Theorien: die Epistemologie nach Hans-Jörg Rheinberger, die Dinggeschichte nach Gottfried Korff sowie die Kultursemiotik nach Jana Scholze. Diese bilden nicht die Grundlage für das weitere Vorgehen, sondern verdeutlichen, wie wichtig eine konkrete Auseinandersetzung mit der Auswahl von Objekten für die Ausstellung ist.

Mit einem historischen Abriss zu Museum und Sammlung sowie einem Exkurs zu musealen Realisierungsformen rundet Kohl den theoretischen Rahmen ab, gleichzeitig macht sie auf zentrale Probleme und Herausforderungen im Museumswesen aufmerksam. Eines dieser Probleme ist die Situation in den Depots. Zwar sind diese Räumlichkeiten großzügig geplant, letztlich können jedoch nur rund 10% der Sammlung in Ausstellungen integriert werden – viele Objekte sind aufgrund ihrer Substanz oder ihres Zustandes nicht ausstellbar. Weiterhin vergrößert sich der Sammlungsbestand stetig, Platzprobleme und hohe Kosten durch Zumietung geeigneter Depotmöglichkeiten sind damit früher oder später in jedem Museum ein problematischer Faktor.

Den Hauptteil des Buches widmet die Autorin den Ausstellungen der beiden untersuchten Museen. Dabei beschreibt Kohl zunächst die einzelnen Ausstellungen sehr detailliert und bildlich, wodurch das Gefühl entsteht, selbst einen Rundgang zu erhalten. Passend gewählte Abbildungen, die exemplarische Objekte und Ausstellungsrichtungen zeigen, runden dieses Rundgangserlebnis ab. Gleichzeitig macht dies Lust auf mehr und weckt den Reiz, die Ausstellungen selbst zu besuchen und auf sich wirken zu lassen. Die Beispiele für Museums- bzw. Objekttexte sind gut und nachvollziehbar ausgewählt und vermitteln den gewissen Anspruch, den man sich allgemein für den Wissenstransfer vorstellt. Leider ist dies die einzi-

ge Auflockerung – im weiteren Verlauf der Monographie bleibt Kohl sehr deskriptiv. Die Erwartungen, die im einleitenden Teil durch die Erläuterungen und Vorgehensweise aufgebaut wurden, werden nicht erfüllt. Oftmals werden einfache und vor allem offensichtliche Sachverhalte zu tief erklärt sowie Formulierungen zum Teil unglücklich gewählt. Ein Beispiel: „Mit einer Säge kann man Stoffe durchtrennen [...]“ (S. 183). Insgesamt bietet die Monographie wenig neue Informationen und Inhalte, ist es doch allgemein bekannt, dass Museen den Auftrag des Bewahrens und Vermittelns haben und stetig bemüht sind, den Wissenstransfer originell und objektunabhängig zu gestalten. Schade, die Themenauswahl war zu Beginn vielversprechend und bietet Potential für tiefere Analysen, die insbesondere für die Museumswissenschaft in Zukunft von größerer Bedeutung für ihre Arbeit ist. In der Ausführung bleibt Kohl jedoch leider hinter den Erwartungen zurück, auch wenn einige Punkte – wie der Exkurs in die Medizingeschichte sowie deren Meilensteine verbunden mit den vorgestellten Objekten – gut umgesetzt wurden. Die Thematik hätte deutlich vertieft und das Potential besser ausgeschöpft werden können, eine breitere Untersuchung wäre empfehlenswert gewesen. So fehlt letztendlich doch das Greifbare, die Substanz. Die Schlussbetrachtung hingegen ist sehr gut auf den Punkt gebracht und ebenso hätte man sich dies im Hauptteil gewünscht. Dort bringt Kohl selbst an, was in der Studie noch möglich gewesen wäre – einige dieser Ansätze hätte sie jedoch selbst lieber in ihre Forschung integrieren sollen. Gerade der Einsatz und der Umgang von und mit Medien wäre eine dankbare Auswertung gewesen, welche den Wissenstransfer noch einmal aus einer anderen Perspektive betrachtet und bewertet.

Zielpublikum: Museologen, Historiker, Mediziner, alle Interessierten

Julia Elisabeth Langholz, Aalen



Kuttner, Sven (Hg.):

„Die verspätete Bibliothek“.

Zehn Beiträge zur Geschichte der Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München im 20. Jahrhundert (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 67).

Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2021.
128 S., 8 s/w. Abb. und 1 Diagramm,
ISBN 978-3-447-11612-1, EUR 39,00.

Als drittgrößte bayerische Bibliothek blickt die Universitätsbibliothek der LMU München auf eine traditionsreiche wie auch aufregende Geschichte zurück. 1473 in Ingolstadt gegründet, wurde sie 1800 nach Landshut verlagert, ehe sie 1826 in die heutige Landeshauptstadt übersiedelt wurde. Doch nicht allein dieser Umstand oder die bedeutende Sammlung machen ihren besonderen Reiz aus. Sven Kuttner, stellvertretender Direktor der UB, Abteilungsleiter für den Bereich „Altes Buch“ sowie Autor des hier zu besprechenden Sammelbandes, zeigt in seinen zehn Beiträgen nicht nur die Entstehung und Etablierung der heute 15 Standorte umfassenden Universitätsbibliothek in und um München auf. Besonderer Schwerpunkt bildet auch das 20. Jahrhundert sowie der enorm verzögerte Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei spielt Kuttner mit „verspäteter Biblio-

thek“ mitnichten nur darauf an; in seinen Beiträgen deckt er die Schwachstellen auf, die sich zum Teil über Jahrzehnte erstreckten, ehe man sich ihrer annahm und sie behoben wurden. Dazu gehört beispielsweise die nicht mehr zeitgemäße Personalstruktur, die zunächst (vor allem in Führungspositionen) wenige Frauen beinhaltete, aber auch die allgemeinen Voraussetzungen bei der Besetzung von Stellen. Hier hatten es insbesondere Interessenten schwer, die sich von außerhalb Bayerns bewarben.

Zunächst gibt der Autor einen historischen Abriss über Gründung und Weiterführung der UB, ehe er auf Eigenheiten, Interna und besondere Sammlungen zu sprechen kommt. Dabei geht er vor allem auf die NS-Zeit ein, deren Nachwirkungen den Werdegang der UB maßgeblich prägten – sei es die Politik oder damalige Führungskräfte wie beispielsweise Ladislaus Buzás. An dieser Stelle muss Kuttners offene Art der Aufarbeitung gelobt werden – solch eine ehrliche und kritische, gleichzeitig transparente Weise ist leider noch immer keine übliche Verfahrensweise. Umso erfrischender ist, wie die Sammlungen – so beispielsweise der Restbestand der Bibliothek der „Forschungsabteilung Judenfrage“ – aber auch der Vorgang von Nachforschungen zu ehemaligen jüdischen Vorbesitzern und Rückgabe deren Besitztümern sowie die Analyse von Zugehörigkeiten zum NS-Regime des damaligen Personals vorgestellt werden. Anhand von aussagekräftigen Zahlen und Fakten lassen sich Schlüsse darüber ziehen, wie die Arbeit in der UB beeinflusst worden ist und welche Konsequenzen das System daraus zog. Hier muss allerdings angemerkt werden, dass Kuttner sich einfacher Statistiken und Aufstellungen hätte bedienen können, die nicht nur übersichtlicher, sondern vor allem noch stärker gedeutet werden können, als im Fließtext mit allen möglichen Zahlen zu jonglieren – Diagramme wären an dieser Stelle wünschenswert gewesen (S. 30ff.).

Auch die leider zum Teil wortwörtliche Wiederholung einzelner Passagen aus Beiträgen, die sich in anderen Beiträgen wiederfinden, hat einen sehr faden Beigeschmack. Stattdessen hätte ein Verweis auf den jeweiligen Beitrag oder eine kurze Umformulierung ausgereicht – so entsteht der Eindruck, der Sammelband wäre lediglich eine lose Aneinanderreihung, um eine neue Publikation veröffentlichen zu können. Konkret betrifft es die Themen zur Anzahl der beschäftigten Mitarbeiter während der NS-Zeit, deren Herkunft und politische Gesinnung (S. 30f. und S. 57) sowie Umfang der Judaica-Sammlung (S. 69 und S. 78).

Dieser Eindruck verfliegt jedoch durch Kuttners klaren und vor allem leidenschaftlichen, ausdrucksstarken Schreibstil. Ihm merkt man an, wie sehr er für dieses Thema brennt und wie wichtig ihm eine adäquate Aufarbeitung ist. Überhaupt hat man als Leser oft den Eindruck, als plaudere er aus dem internen Nähkästchen der UB, wodurch nicht nur Sympathie, sondern auch Authentizität gewonnen wird, die dem Sammelband sehr zuträglich ist. Beispiele hierfür sind ausgewählte Kuriositäten, die sich über die Jahre angesammelt haben – sei es Kleinkunst auf Katalogkarten oder ganz besondere orthografische Fehler auf Leihscheinen – sowie die ein oder andere ganz besondere Benutzeranfrage, die oftmals Kopfschütteln oder Verwunderung hervorruft. Aber auch Streitigkeiten der Führungsriege werden beschrieben – dieser ehrliche, zum Teil selbstironische Einblick wertet die Beiträge noch einmal mehr auf. Kuttner beweist damit ein geschicktes Händchen und gibt einen glaubwürdigen Einblick in die Irrungen und Wirrungen einer geschichtsträchtigen Zeit, welche die heutige Arbeit der UB maßgeblich geprägt hat.

Zielpublikum: Bibliothekare, Historiker, alle Interessierten

Julia Elisabeth Langholz, Aalen

Jürgen Cleve, Uwe Lämmel:

Data Mining

Berlin: De Gruyter Studium,

3. Auflage 2020

332 S., ISBN 978-3-11-067623-5,

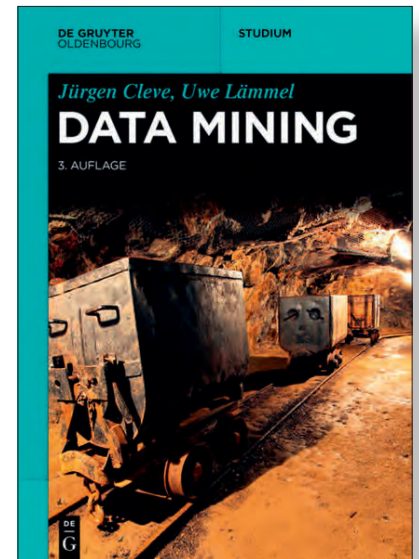
EUR 49,95.

Bibliotheken speichern Tag für Tag große Datenvolumen. In den Daten der Online-Kataloge und der angebotenen kommerziellen Host-Datenbanken der Nutzerinnen und Nutzer der Bibliotheken steckt viel unentdecktes Wissen, das ohne geeignete Hilfsmittel und Kenntnisse kaum zu Tage gefördert werden kann. Das Sichten und Zusammentragen des bereits vorhandenen Wissens und besonders dessen Analyse wird in Bibliotheken noch viel zu wenig genutzt, da es, manuell betrieben, viel Zeit und Personalressourcen in Anspruch nimmt. Hier setzt das Text- und Data Mining (TDM) mit seinen Methoden und Algorithmen an, um bisher unbekanntes Zusammenhänge zu entdecken. Das Rechercheverhalten von Nutzerinnen und Nutzer kann auch Aufschluss über die künftige Weiterentwicklung des Bestandes geben. Gerade während der Pandemiezeit hat sich gezeigt, wie sich das Nutzungsverhalten rasch zugunsten von E-Medien, die online über das Internet verfügbar gemacht werden, geändert hat. Wissenschaftliche Bibliotheken wenden vereinzelt TDM an. Als Informationsinfrastrukturen kommt ihnen die Aufgabe zu, Wissenschaftlerinnen und Forschern Informationsquellen so zur Verfügung zu stellen, dass TDM-Anwendungen möglichst problemlos realisierbar sind. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, müs-

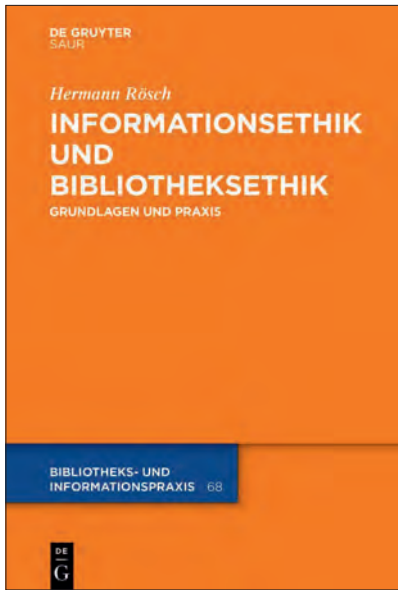
sen gewisse Kenntnisse darüber vorhanden sein, was TDM zu leisten vermag und wie es funktioniert.

Hier setzt das Buch „Data Mining“ von Jürgen Cleve und Uwe Lämmel an. Nach einem Einleitungskapitel, das die Grundlagen und Anwendungsklassen des Data Minings vermittelt, werden in einem weiteren Kapitel geeignete Darstellungsmöglichkeiten für Data-Mining-Modelle dargestellt. Das vierte Kapitel geht auf die Algorithmen und Verfahrensklassen ein und das fünfte Kapitel stellt konkrete Anwendungsarchitekturen vor. Das Buch ist nicht speziell für Bibliotheken geschrieben, sondern enthält den Stoff einer einsemestrigen Vorlesung zu Data Mining für das Studium der Wirtschaftsinformatik an Universitäten oder Fachhochschulen und bietet als klassisches Lehrbuch Zusammenfassungen, zahlreiche Beispiele und Übungsaufgaben. Das Buch zeigt den enormen Nutzen von TDM, insbesondere bei der Analyse großer Text- oder Datenmengen. TDM kann für eine Vielzahl von Anwendungen gebraucht werden, nicht zuletzt mit dem Ziel, das Nutzungsverhalten von Bibliotheksnutzerinnen und -nutzern besser erfassen zu können. Durch die zunehmende Digitalisierung, die auch die Bibliothekswelt erfasst hat, sollte man sich in Bibliotheken vermehrt mit dieser Thematik befassen. Für Bibliothekarinnen und Bibliothekare ist das Buch keine einfache Lektüre, wer sich aber damit von Anfang bis Ende auseinandersetzt, erhält einen vertieften Einblick in die Funktion und Möglichkeiten von Data Mining.

Stephan Holländer, Basel



**Tägliche News und vieles mehr
auf www.b-i-t-online.de**



Hermann Rösch:

Informationsethik und Bibliotheksethik.

Grundlagen und Praxis.

Berlin/Boston: De Gruyter Saur 2021,
584 S., ISBN 978-3-11-051959-4,
EUR 69,95.

Umfassende Darstellungen zu Fragen der Informationsethik sind in deutschsprachigen Ländern in den letzten Jahren selten geworden, im Gegensatz zum angelsächsischen Sprachraum, wo die Abfolge von Neuerscheinungen zu dieser Thematik in den letzten Jahren in kürzeren Abständen erfolgte. Umso verdienstvoller ist es, wenn Hermann Rösch jetzt eine umfassende Darstellung zu Informationsethik und Bibliotheksethik veröffentlicht.

Das Buch gliedert sich in drei Teile:

Mit einem grundlegenden Einführungskapitel in die Ethik und deren Abgrenzung zu Recht und Moral beginnt der Autor. Er folgt hier augenscheinlich einem Hinweis von John T. F. Burgess, der in seinem Buch *Foundation of Information Ethics*, Chicago 2019 schrieb:

An effective way to define information ethics is to encircle it and gain a sense of the territory it covers.

Die Gegenüberstellung der Begriffe „Ethik und Recht“ und „Ethik und Moral“ folgt genau dieser Empfehlung. Über die Begriffe Recht, Ethik und Moral sind sehr unterschiedliche Definitionen im Umlauf. Fachleute aus Politik, Wissenschaft, Theologie sind sich hier scheinbar uneinig. Es herrschen unterschiedliche Sichtweisen, die offensichtlich zu Debatten führen können.

Moral und Recht

Von der Moral zu unterscheiden ist das Recht. Während das Recht mehr das äußere Verhalten der Menschen regelt (z.B. die Rechtsfahrdordnung im Straßenverkehr), betrifft die Moral die Gesinnung des Menschen. Häufig decken sich Recht und Moral. Regeln der Moral

– also dessen, was „Sitte“ ist, – können auch zum Gesetz erhoben werden. Die Moral sagt uns, was richtig und geboten ist. Das Recht legt fest, was erlaubt und was strafbar ist. Recht muss im Einklang mit grundlegenden moralischen Werten sein.

Gesetzliche Normen sind ein Ersatz für die mangelnde Instinktgebundenheit des Menschen. Sie geben ihm Orientierungen, die zur Gestaltung des Lebens im sozialen Zusammenhang notwendig sind. Normen entlasten den Menschen von der permanenten Reflexion über „richtig“ und „falsch“ so weit, dass er nur noch in Konfliktsituationen eine Entscheidung fällen muss. Normen integrieren das individuelle Verhalten in die soziale Gemeinschaft und geben ihr dadurch Stabilität.

Dem Autor ist zuzustimmen, dass Moral komplementär zu Recht zu sein hat: Gemäß dem auch vom Verfasser zitierten bekannten Rechtsphilosophen Gustav Radbruch liegen „Wertbetrachtung und Seins-Betrachtung [...] als selbständige, je in sich geschlossene Kreise nebeneinander“¹.

Ethik und Recht

Das Rechtssystem versteht sich als normativ geschlossen, um sich gemäß Niklas Luhmann „gegen die unbeständige Flut und Ebbe moralischer Kommunikationen“ abzugrenzen und sich von diesen anhand rechtseigener Kriterien zu unterscheiden. Dies gilt umso mehr, als die Legitimität des Rechts – seit Kant – immer auch mit der Frage der Legitimität staatlichen Zwangs verknüpft ist.

So steht zunächst außer Frage, dass das Recht schon zum Verständnis und zur Kritik seiner eigenen leitenden Begriffe und Konzepte regelmäßig auf die analytischen Ethikgrundlagen angewiesen ist, wie etwa die häufige, aber meist unreflektierte Verwendung des Wertbegriffs im Recht zeigt.

In einem zweiten Teil des Buches geht der Autor auf die Informationsethik ein.

¹ Gustav Radbruch: *Rechtsphilosophie*. Studienausgabe, hrsg. von Ralf Dreier und Stanley L. Paulson, Heidelberg 2003, S. 13

Hermann Rösch gibt einen Überblick über die Geschichte des Begriffs und fasst die Entwicklung zusammen, wie sie in früheren Arbeiten unter anderem von Rafael Capurro, Jessica Heesen, Rainer Kuhlen, Wolf Rauch und Harald Zimmermann seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts bis zum aktuellen Stand der Thematik publiziert worden sind. Der Verfasser geht in diesem Teil auf die verschiedenen Aspekte der Informationsethik ein und erläutert die ethischen Grundlagen der Begriffe Informationsfreiheit, Informationsqualität, Privatheit, Geistiges Eigentum, Open Access und (Informations-) Ökologie. Hier kommen dem Rezensenten streckenweise seine juristischen Kenntnisse in die Quere, glaubte er doch Begriffe wie Informationsfreiheit und Geistiges Eigentum hinreichend durch juristische Literatur und Judikatur ausgeleuchtet und begründet. Umso interessanter war es für den Schreibenden, die gleichen Begriffe aus einer anderen, nämlich einer informationsethischen Perspektive erläutern zu sehen.

In einem zweiten Abschnitt dieses zweiten Teils des Buches setzt sich der Autor kritisch mit Informationstechnologien wie Suchmaschinen, Algorithmen, Soziale Netzwerke und deren Einfluss auf Themenfelder wie Umgang mit Big Data, Datenschutz und Privatsphäre, Hassreden, Desinformation und Cyberkriminalität auseinander. Hier wird deutlich, welche Aufgaben die Informationsethik erfüllen soll:

- die Entwicklung moralischen Verhaltens im Informationsbereich, insbesondere im Bereich der digitalen Informationsvernetzung
- die Beobachtung der Entwicklung informationsethischer Fragestellungen
- das Erkennen und Offenlegen von verdeckten Widersprüchen der theoretischen und praktischen Informationsethik, auch im Hinblick auf andere Fachgebiete wie dem Recht.

In einem dritten Teil konkretisiert Hermann Rösch die informationsethischen Erfordernisse für die konkrete

Arbeit in Bibliotheken, indem er über einzelne informationsethische Herausforderungen bei der täglichen Arbeit in Bibliotheken orientiert, diese zuordnet und klärt. Ob sich künftig eine eigentliche Bibliotheksethik etablieren wird, bleibt zum jetzigen Zeitpunkt noch offen. Das Buch liefert aber Ansätze dafür, wie die einzelnen Ansätze der Informationsethik in den Bibliotheksalltag überführt werden können.

Eine Bibliotheksethik stellt weder ein Lösungspotential für konkrete Konflikte bereit, noch entlastet sie den Einzelnen von der Verantwortung für sein Handeln. Aber sie verschafft Orientierung und trägt zur Vereinheitlichung des werbezogenen Handelns von Bibliotheken bei. Darüber hinaus trägt ein konsensualisierter Wertekanon dazu bei, dass sich ein ethisch begründetes Berufsbild entwickeln kann, das in der Ausbildung weitervermittelt werden muss. Auf dieser Grundlage können Ziele und Pflichtenhefte zwischen Führungsebene und Abteilungen, Teams oder einzelnen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Bibliotheken ausgearbeitet werden, um Rollen und Aufgaben zu konkretisieren.

Gegenüber Nutzerinnen und Nutzern, Unterhaltsträgerinnen und -trägern und politischen Entscheidern sowie der Öffentlichkeit insgesamt erzeugt eine gelebte Berufsethik Transparenz und trägt so zum Erwartungsmanagement im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit bei. In der Außenwirkung kann ein ethisch abgesichertes Berufsbild mit positiv konnotierten Grundwerten wie Informationsfreiheit, Freiheit von Zensur, Pluralismus und Dienstleistungsorientierung die Attraktivität des Berufs steigern. Dies wiederum beeinflusst die öffentliche Wahrnehmung bei der Berufswahl und unterstützt die dringend notwendige Korrektur eines überkommenen Berufsbildes in der Öffentlichkeit.

Das Buch schließt in seinem letzten Teil mit der Publikation verschiedener Ethikkodexe, unter anderen des Ethikkodexes der IFLA, des Ethikkodexes des amerikanischen Bibliotheksverbandes ALA sowie der Kodexe von BDB und BDV.

Hermann Rösch legt mit seinem fundiert geschriebenen Buch eine umfassende und aktuelle Publikation zur Informations- und Bibliotheksethik in deutscher Sprache vor. Sie eignet sich in ihren ersten beiden Teilen für die Leserin und den Leser, der sich mit dem Themengebiet vertraut machen möchte, genauso aber auch für diejenigen, die für einzelne konkrete Fragestellungen aus der Bibliotheksarbeit konkrete Ansätze auf informationsethischer Grundlage nachschlagen möchten.

Stephan Holländer, Basel



Christine Sauer (Hg.):
**Wunderkammer im
 Wissensraum.**

Die Memorabilien der Stadtbibliothek Nürnberg im Kontext städtischer Sammlungskulturen (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg 27).

Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2021,
 197 S.: ill., ISBN 978-3-447-11611-4,
 EUR 24,00.

Nürnberg darf v.a. im späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit als eines der wichtigsten kulturellen und ökonomischen Zentren im gesamten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gelten. Seit 1370 ist hier bereits eine kommunale Bibliothek nachgewiesen, einer der ältesten Belege für diesen Bibliothekstypus im deutschsprachigen Raum. 2020 jährte sich das Bestehen dieser Institution somit zum 650. Mal. Daher war seit längerer Zeit auch eine Ausstellung geplant, die jedoch den Beschränkungen im Zuge der COVID-19-Pandemie zum Opfer fiel. Doch immerhin liegen die Forschungsergebnisse, die in den Ausstellungskatalog Eingang gefunden hätten, nun in dieser Form publiziert vor. Es handelt sich um fünf Essays und einen Quellenanhang. Ausgangspunkt ist die Kunstammerkultur der Frühen Neuzeit, die auch in Nürnberg ihren Niederschlag fand. In der Pegnitzstadt existierte eine institutionelle Raritätenkammer, in der

die Besucher beispielsweise neben antiken Vasenmalereien auch einen Vorläufer des Rollstuhls oder ein von Martin Luther verschenktes Trinkglas bewundern konnten. Die Bibliothek war also nicht nur auf das Sammlungsgut Bücher ausgelegt, sondern beherbergte auch viele Artefakte. Solche Kunst- oder Wunderkammern gab es unzählige in Europa. Das besondere an der Nürnberger Sammlung ist jedoch, dass sich viele der Objekte in den Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums bzw. in den Magazinen der Museen der Stadt Nürnberg erhalten haben. Christine Sauer unternimmt in diesem Buch den Versuch, beide Überlieferungsstränge, den der schriftlichen Quellen und den der tatsächlich noch vorhandenen Gegenstände, zusammenzuführen (S. 144-173). So hat die Stadt Nürnberg zum 650. Bestehen ihrer Bibliothek ein ganz besonderes Geschenk bekommen. Die Rekonstruktion der „musealen“ Sammlung der Bibliothek, die als typisch für viele frühneuzeitliche Institutionen gelten darf, sich jedoch kaum an einer anderen Stelle in einer solch hervorragenden Weise erhalten hat.

Zielpublikum: Bibliothekarinnen und Bibliothekare, Historiker, Museologen

Konrad Stidl, Regensburg

Tägliche News und vieles mehr
 auf www.b-i-t-online.de